

HEYNE <

Das Buch

Fast dreißig Jahre nach ihrem ersten, zerstörerischen Eingriff in die Geschicke der Planeten tauchen die Erstgeborenen wieder auf. Diesmal richten sie eine Waffe auf die Erde, deren Vernichtungskraft ungeheuerlich ist: die »Q-Bombe«, deren Zusammensetzung von keinem menschlichen Wissenschaftler enträtselt werden kann. Die Lage scheint aussichtslos. Bisesa Dutt will sich dennoch nicht geschlagen geben: Auf der Suche nach einem Schutzschild gegen die furchtbare Bombe bereist sie das All. Doch wohin sie auch kommt, sie findet keine Antworten. Überall herrschen Fassungslosigkeit, Verzweiflung – und Furcht vor den Erstgeborenen. Als Bisesa fast schon aufgibt, zeigt sich doch noch ein Verbündeter. Er war Lichtjahre entfernt ...

Mit »Wächter« schließen zwei der größten Science-Fiction-Autoren aller Zeiten das gewaltige Zukunftsepos ab, das mit »Die Zeit-Odyssee« begann und mit »Sonnensturm« weitergeführt wurde. Sie knüpfen damit an etliche Motive aus Arthur C. Clarkes und Stanley Kubricks legendärem Film *2001 – Odyssee im Weltraum* an.

Die Autoren

Arthur C. Clarke zählt neben Isaac Asimov und Robert A. Heinlein zu den größten Science-Fiction-Autoren aller Zeiten. Geboren 1917 in Minehead, Somerset, studierte er nach dem Zweiten Weltkrieg Physik und Mathematik am King's College in London. Zugleich legte er mit seinen Kurzgeschichten und Romanen den Grundstein für eine beispiellose Karriere als SF-Autor. Neben zahllosen Sachbüchern gehören zu seinen bedeutendsten Werken die Romane »Die letzte Generation« sowie »2001 – Odyssee im Weltraum«. Clarke starb im März 2008 in seiner Wahlheimat Sri Lanka.

Stephen Baxter, ebenfalls Engländer, 1957 geboren, wuchs in Liverpool auf, studierte Mathematik und Astronomie und widmete sich dann ganz dem Schreiben. Mit seinen Romanen »Evolution«, »Der Orden« sowie »Die letzte Flut« gilt Baxter heute als einer der besten Autoren naturwissenschaftlich-technisch orientierter Science Fiction. Baxter lebt und arbeitet in Buckinghamshire.

ARTHUR C. CLARKE
STEPHEN BAXTER

WÄCHTER

Roman

Deutsche Erstausgabe

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

Titel der englischen Originalausgabe
FIRSTBORN
Deutsche Übersetzung von Martin Gilbert



FSC
Mix
Produktgruppe aus vorbildlich
bewirtschafteten Wäldern und
anderen kontrollierten Herkünften
Zert.-Nr. SGS-COC-1940
www.fsc.org
© 1996 Forest Stewardship Council

Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete FSC-zertifizierte Papier
Holmen Book Cream liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

Deutsche Erstausgabe 1/09
Redaktion: Wolfgang Jeschke
Copyright © 2008 by Artur C. Clarke & Stephen Baxter
Copyright © 2009 der deutschen Ausgabe by
Wilhelm Heyne Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Printed in Germany 2008
www.heyne.de

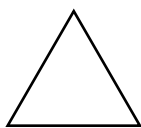
Umschlagillustration: David Stevenson
Umschlaggestaltung: Nele Schütz Design, München
Satz: C. Schaber Datentechnik, Wels
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN 978-3-453-52496-5

*Für die Britische
Interplanetarische Gesellschaft*

ERSTER TEIL

ERSTKONTAKT



Februar 2069

Es war nicht wie ein Erwachen. Es war eher wie ein plötzliches Auftauchen, wie ein Paukenschlag. Ihre Augen waren weit offen und wurden von grellem Licht geblendet. Sie sog in tiefen Zügen Luft in die Lunge und keuchte durch den Schock der Identitätsfindung.

Ja, ein Schock. Sie dürfte eigentlich gar nicht wach sein. Irrendetwas stimmte nicht.

Eine fahle Gestalt schwamm in der Luft.

»Dr. Heyer?«

»Nein. Nein, ich bin es, Mama.«

Ihr Blick wurde etwas klarer. Ja, das war ihre Tochter – dieses markante Gesicht, diese klaren blauen Augen, diese leicht buschigen dunklen Brauen. Aber was war das auf ihrer Wange? Eine Art Symbol? Eine Tätowierung?

»Myra?«, fragte sie mit heiserer Kehle und dünner Stimme. Sie war sich nun bewusst, dass sie sich auf dem Rücken liegend in einem Raum mit Ausrüstungsgegenständen befand. Und Leute hielten sich direkt außerhalb ihres Blickfeldes auf.

»Was ist denn schiefgegangen?«

»Schiefgegangen?«

»Weshalb wurde ich nicht in Estivation, in einen Sommerschlaf versetzt?«

Myra zögerte. »Mama – was glaubst du wohl, welches Datum wir heute schreiben?«

»2050. Der 5. Juni.«

»Nein. Wir haben 2069, Mama. Februar. Neunzehn Jahre später. Der Tiefschlaf hat funktioniert.« Nun sah Bisesa graue Strähnen in Myras dunklem Haar und Fältchen um die wachen Augen. »Wie du siehst, habe ich den Umweg genommen.«

Das stimmte wohl. Bisesa hatte wieder einen »Sieben-Meilen-Schritt« in ihrer persönlichen Zeit-Odyssee gemacht. »Meine Güte.«

»Dr. Heyer?«

»Nein. Dr. Heyer ist schon lange im Ruhestand. Mein Name ist Dr. Stanton. Wir beginnen jetzt mit der vollen Blut-Befüllung. Es wird leider etwas wehtun.«

Bisesa versuchte, sich die Lippen zu lecken. »Weshalb bin ich überhaupt wach?«, fragte sie und beantwortete sich die Frage sofort selbst. »Ach so. Die *Erstgeborenen*.« Aber weshalb waren sie wieder aktuell? »Eine neue Gefahr.«

Myra legte schmerzlich das Gesicht in Falten. »Du bist seit neunzehn Jahren weg gewesen. Und deine erste Frage an uns betrifft die *Erstgeborenen*. Ich komme wieder, wenn du vollständig wiederbelebt bist.«

»Myra, warte.«

Aber Myra war schon gegangen.

Die neue Ärztin hatte recht. Es tat weh. Aber Bisesa war einmal Soldat in der britischen Armee gewesen. Sie unterdrückte einen Schrei.

Juni 2064

Der Blick der Menschheit für die neue Bedrohung war fünf Jahre zuvor geschärft worden. Und die Augen, die die Anomalie sahen, waren elektronisch und nicht menschlich.

Deep Space Monitor X7-6102-016 schwebte im Schatten des Saturn, wo die Monde wie Laternenketten hingen. Die Ringe des Saturn waren nur noch ein schwacher Abglanz ihrer selbst im Vergleich zur Zeit vor dem Sonnensturm; doch während die Sonde der fernen Sonne hinter den Ringen zustrebte, verwandelten sie sich in eine silberne Brücke, die den Himmel überspannte.

Der *Deep Space Monitor* wurde zwar nicht von Gefühlen der Ehrfurcht ergriffen. Doch wie jede halbwegs moderne Maschine war auch er bis zu einem gewissen Grad empfindungsfähig, und seine elektronische Seele wurde von den schönen Strukturen aus Gas und Eis berührt, durch die er hindurchflog. Aber er traf keine Anstalten, sie auch zu erforschen.

Lautlos näherte die Sonde sich dem nächsten Ziel auf ihrer Orbitalschleife.

Titan, der größte der Saturnmonde, war eine amorphe ockerfarbene Kugel, angestrahlt vom schwachen Licht der fernen Sonne. Doch unter den tiefen Wolken- und Dunstschichten verbargen sich wahre Wunder. Bei der Annäherung an den Mond lauschte *DSM X7-6102-016* aufmerksam auf das elektronische Plappern eines Schwarms von Robot-Explorern.

Unter einem trübe verhangenen orangefarbenen Himmel krabbelten käferartige Rover über steinharte Sanddünen aus Eiskristallen, umrundeten Methan-Geysire, krochen vorsichtig in Täler, die von Flüssen aus Methan gegraben worden waren, und bohrten sich in eine Oberfläche, die durch einen ständigen, den ganzen Mond umspannenden Nieselregen aus Methan in Schlamm verwandelt wurde. Ein besonders mutiger Ballon-Explorer, der in der dichten Luft Auftrieb bekam, schwebte über einen Cryo-Vulkan, aus dem Lava aus mit Ammoniak versetztem Wasser quoll. Tauchroboter gruben sich ein und untersuchten Taschen mit flüssigem Wasser direkt unter der Eisoberfläche – zugefrorene Seen, die sich in Einschlagkratern erhalten hatten. Es wimmelte hier nur so von komplexen organischen Organismen, die durch Gewitter in der Titan-Atmosphäre erschaffen wurden und durch den Umstand, dass die oberen Luftschichten durch die Einwirkung des Sonnenlichts und Saturns Magnetfeld in einen Hexenkessel verwandelt wurden.

Wohin die Sonden auch schauten, fanden sie Leben. Zum Teil war dieses Leben erdähnlich – anaerobe Organismen, die im Methan im wahrsten Sinne des Worts in ihrem »Element« waren und unablässig Pfeiler und Hügel im kalten Schlamm der Kraterseen errichteten. Eine exotischere Form von Leben auf Kohlenstoffbasis, die sich mangels Wasser mit Ammoniak behelf, schwamm in der Suppe umher, die aus den Cryo-Vulkanen schwappte. Am exotischsten aber war eine Gemeinschaft von Schleim-Organismen, die Kohlenstoff- anstatt Silikonverbindungen als Grundbausteine ihrer Existenz verwendeten; sie lebten in der beißenden Kälte der schwarzen, spiegelglatten Ethan-Seen.

Die Organismen in den Kraterseen waren Verwandte der großen irdischen Lebens-Familien. Die Ammoniak-Fische aber schienen »Ureinwohner« von Titan zu sein. Der Kälte liebende Titan-Schleim stammte vielleicht von den Monden des Neptun oder von noch weiter draußen. Das Sonnensystem war

voller Leben – Leben, das überall spross; sogar in Gesteins- und Eisbrocken, die durch Einschläge abgesprengt worden waren. Und doch nahm Titan eine Sonderrolle ein: Er war ein Schmelztiegel von Lebensformen aus dem ganzen Sonnensystem und vielleicht sogar aus anderen Systemen.

Jedoch war *Deep Space Monitor X7-6102-016* nicht aus wissenschaftlichen Gründen zum Titan gekommen. Seine robotischen Verwandten wussten nicht einmal von seiner Existenz, als er den nächsten Punkt der Annäherung an den Mond mit seinem zirkusartigen Ensemble des Lebens erreichte.

Das komplexe Herz der *Deep Space Monitor* war eine Raumsonde, die auf einem jahrhundertealten Konstruktionsprinzip basierte: Sie verfügte über einen rechteckigen Grundkörper, dem Ausleger mit Sensoren und radiothermoisotopischen Stromerzeugern entragten. Dieser innere Kern war in einen Kokon aus Metamaterial eingesponnen, ein Geflecht aus nanotechnischen Drähten und Platten, die die Strahlen des Sonnenlichts von der Sonde ablenkten und sie auf den Weg schickten, den sie genommen hätten, wenn die Sonde überhaupt nicht hier gewesen wäre. Die *Deep Space Monitor* war aber nicht blind; die innere Schale analysierte die einfallenden Strahlen. Weil das Licht aber weder reflektiert noch abgelenkt wurde, war die Sonde praktisch unsichtbar. Ebenso wenig wie man sie auf irgendeiner Wellenlänge von der harten Gammastrahlung bis zu langen Radiowellen zu orten vermochte.

DSM X7-6102-016 war jedoch kein Explorer. Das getarnte und lautlose Objekt war ein Wächter. Und der war zu einer Begegnung unterwegs, der Begegnung einer besonderen Art, für die er speziell entwickelt worden war.

Als *X7-6102-016* über die Wolkendecke des Titan huschte, wurde er durch das Schwerfeld des Mondes auf eine neue Flugbahn katapultiert, die ihn aus der Ebene des Saturnsystems hoch über die Ringe hinausführen würde. Und das alles bei völliger Funkstille und ohne ein Abgaswölkchen.

Und dann näherte *DSM X7-6102-016* sich der Anomalie.

Er entdeckte Kaskaden exotischer Hochenergie-Teilchen und wurde von einem starken Magnetfeld gestreift, einem elektromagnetischen Hammer im Weltraum. Der Monitor erstattete Bericht an die Erde, wobei er mit sporadischen Laser-Stößen einen Strom hoch verdichteter Daten abstrahlte.

DSM X7-6102-016 war nicht imstande, den Kurs zu ändern, ohne dass die Tarnung aufflog, und so flog er notgedrungen weiter. Er hätte die Anomalie vielleicht um einen halben Kilometer verfehlen müssen.

Die letzte Beobachtung – in gewisser Weise der letzte bewusste Gedanke – war eine plötzliche Verzerrung des starken Magnetfelds der Anomalie.

Aus den letzten abgestrahlten Signalen ging hervor, dass er sich mit einer enormen, schier unglaublichen Geschwindigkeit entfernte. Es waren Signale, die die Erbauer der Sonde weder zu glauben noch zu begreifen vermochten.

Wie jede halbwegs moderne Maschine war die Anomalie bis zu einem gewissen Grad empfindungsfähig. Die Zerstörung, die zu verbreiten ihr Daseinszweck war, lag noch in der Zukunft und beschäftigte sie deshalb auch nicht. Aber sie verspürte einen Anflug von Bedauern wegen der Vernichtung der putzigen Maschine, die ihr mit diesem lächerlichen Versuch einer Tarnung so weit gefolgt war.

Die Anomalie flog tiefer ins Saturnsystem, schöpfte Antriebskraft und kinetische Energie aus dem Riesenplaneten und beschleunigte dann in Richtung der fernen Sonne und der warmen Welten, die sich an sie schmiegen.

2068 (Erde); Jahr 31 (Mir)

Auf Mir wären die ersten Anzeichen der bevorstehenden Strangeness kaum bemerkt worden, wenn sie sich nicht geradezu aufgedrängt hätten.

Abdikadir reagierte gereizt, als der Angestellte ihn vom Fernrohr wegholte. Es war endlich einmal wieder eine klare Nacht. Die Flüchtlinge der ersten Generation von der Erde beschwerten sich immer über den bewölkten Mir, diesen Flickenteppich von Welt in ihrem Patchwork-Kosmos. In dieser Nacht war die Sicht aber gut, und der Mars zog als leuchtende blaue Erscheinung hoch oben am wolkenlosen Himmel seine Bahn.

Vor der Unterbrechung durch den Angestellten hatte in der Sternwarte auf dem Dach des Marduk-Tempels stille Geschäftigkeit geherrscht. Das Hauptinstrument war ein Reflektor, dessen großer Spiegel von mongolischen Sklaven unter dem Befehl eines griechischen Gelehrten der Schule von Othic gezogen wurde. Er erzeugte eine deutliche, wenn auch etwas verwackelte Abbildung der Marsoberfläche. Abdi stellte fest, dass seine Angestellten die Schwenkhebel der Teleskopbasis betätigten, um die Drehung der Welt auszugleichen und den Mars im Mittelpunkt von Abdis Blickfeld zu halten. Er kritzelte hastig etwas auf die an seinem Bein geschnallte Tafel; die technische Entwicklung in Alexanders Weltreich war noch nicht so weit fortgeschritten, als dass Fotografie möglich gewesen wäre.

Er sah deutlich die Polkappen des Mars, die blauen Meere, die ockerfarbenen Wüsten, die kreuz und quer von grünbraunen und blauen Bändern durchzogen wurden und sogar einen Lichtschimmer von den fremden Städten, die vermutlich im erloschenen Krater von Mons Olympus errichtet worden waren.

Ausgerechnet in der Phase, als er im Labor beschäftigt war und jede Sekunde der Sichtung festhielt, wurde Abdi von dem Angestellten gestört. Spiros war vierzehn, ein Schüler von Othic und ein Mir-Geborener der dritten Generation. Er war ein intelligenter und phantasievoller Junge, neigte aber zur Nervosität und versuchte nun stotternd seine Nachricht an einen Astronomen zu überbringen, der keine zehn Jahre älter war als er selbst.

»Immer mit der Ruhe, Junge. Hol erst mal tief Luft. Und dann sagst du mir, was los ist.«

»Die Kammer von Marduk ...« Das Herz des Tempels, auf dessen Dach sie beide standen. »Ihr müsst mitkommen, Meister!«

»Wieso? Was gibt's denn zu sehen?«

»Nicht sehen, Meister Abdi – *hören*.«

Abdi schaute noch einmal in sein Okular, in dem das blaue Licht des Mars schimmerte. Aber die Aufregung des Jungen war ansteckend. *Irgendetwas* stimmte nicht.

Ungelenk stieg er von seinem Sitz am Okular herunter und blaffte einen seiner Schüler an. »Du, Xenia! Du übernimmst hier. Ich will keine Sekunde von diesem Anblick vergeuden.« Das Mädchen eilte zu ihm hin.

Und Spiros rannte zur Leiter.

»Hoffentlich ist es das auch wert«, sagte Abdi und folgte dem Jungen.

Nachdem sie den Abstieg bewältigt hatten, mussten sie wieder ins Innere des Tempels emporsteigen, denn die Kammer des großen Gottes Marduk befand sich im Scheitelpunkt des Gebäudekomplexes. Sie liefen durch ein Labyrinth von Räu-

men, die durch in Alkoven flackernde Lampen beleuchtet wurden. Obwohl die Priester den Tempel schon lange verlassen hatten, lag noch immer ein starker Geruch nach Räucherwerk in der Luft.

Abdi betrat Marduks Kammer und schaute sich um. In der *Diskontinuität*, dem Ereignis, das die Welt erschaffen hatte, war die Statue zerstört und die Wände waren durch eine enorme Hitzeeinwirkung bis auf den nackten Stein versengt worden. Nur der einst über einen halben Meter hohe Sockel der Statue war noch übrig: er war mürbe und die Kanten abgerundet. Überhaupt war die Kammer ruiniert, als ob hier eine Explosion stattgefunden hätte. Aber Abdi kannte es auch nicht anders.

Abdi wandte sich an Spiros. »Und? Was gibt es denn so Wichtiges?«

»Hört Ihr es denn nicht?«, fragte der Junge atemlos. Und dann stand er reglos da und legte die Finger auf die Lippen.

Und dann hört Abdi es auch. Ein leises Zirpen, fast wie von einer Grille – aber auch zu gleichmäßig für ein solches Insekt. Er warf einen Blick auf den Jungen, der mit großen Augen und vor Furcht erstarrt dastand.

Abdi ging in die Mitte des Raums. Von hier aus stellte er fest, dass das Zirpen aus einem reich verzierten Schrein drang, der an einer Wand befestigt war. Er näherte sich diesem Schrein, und das Geräusch wurde lauter.

Um vor dem Jungen das Gesicht nicht zu verlieren, versuchte Abdi ein Zittern der Hand zu unterdrücken, als er die Hand zum kleinen Schrank in der Mitte des Schreins ausstreckte und die Tür öffnete.

Er wusste, was der Schrein enthielt. Dieses steinartige Artefakt war von der Erde auf Mir gekommen. Es hatte einer Begleiterin von Abdis Vater namens Bisesa Dutt gehört, und es war jahrelang verehrt und hier deponiert worden, als seine Kraft schließlich versiegte.

Es war ein Telefon.

Und es klingelte.

ZWEITER TEIL

REISEN



WENN DER SCHLÄFER ERWACHT

Februar – März 2069

Bisesa war froh, als sie die Tiefschlafeinrichtung endlich verließ. Es stank nach faulen Eiern; das lag am Wasserstoffsulfid, mit dem die Sauerstoffaufnahme der Organe unterbunden wurde.

Im Krankenhaus dauerte es drei Tage, bis die Ärzte ihr wieder Blut in die Adern gefüllt hatten, die Organe zur Sauerstoffaufnahme überredet und sie einer Basis-Physiotherapie unterzogen hatten, sodass sie mit einer Gehhilfe zu gehen vermochte. Sie fühlte sich uralte, älter als ihre biologischen neunundvierzig Jahre, und sie war obendrein ausgezehrt – ein Opfer der Hungersnot. Und die Augen machten ihr ganz besonders zu schaffen. Sie litt anfangs an Sehstörungen, sogar an leichten Halluzinationen. Und sie hatte das unangenehme Gefühl, dass sie nach ihrem eigenen Urin roch.

Nun ja – seit neunzehn Jahren hatte sie keinen Puls und kein Blut mehr gehabt, die elektrischen Aktivitäten im Gehirn waren ausgesetzt, das Körpergewebe hatte keinen Sauerstoff verbraucht und sie hatte so lang in einer Tiefkühltruhe gelegen, dass beinahe ihre Zellen geplatzt wären. Da war es ganz normal, dass man leicht lädiert war.

Hibernaculum 768 hatte sich verändert, während sie im Tank gelegen hatte. Es sah inzwischen aus wie ein Hotel der gehobenen Kategorie, mit gläsernen Wänden, weißen Fußbö-

den, Kunstledersofas und lauter alten Leuten – zumindest sahen sie alt aus – in Morgenmänteln, die umhertappten.

Und die gravierendste Veränderung war, dass man das Hibernaculum verlegt hatte. Sie ging zu einem Fenster und erblickte eine klaffende Wunde in der Erdkruste – eine Schlucht mit Schichten in den staubigen Wänden, die wie die Seiten eines gigantischen Folianten aussahen. Man sagte ihr, das sei der Grand Canyon. Es war ein wirklich spektakulärer Anblick, für die Schläfer im Hibernaculum freilich eine ziemlich überflüssige Darbietung.

Sie fand es im Nachhinein beunruhigend, dass die komplizierte Tiefkühltruhe, in der sie ihren traumlosen Schlaf geschlafen hatte, von der Stromversorgung getrennt, gleichsam entwurzelt und über den ganzen Kontinent transportiert worden war.

Während der Rekonvaleszenz setzte sie sich immer wieder an ein Aussichtsfenster und ließ das statische geologische Drama des Canyons auf sich wirken. Sie hatte bisher nur einmal einen Ausflug zum Canyon unternommen. Dem Lauf der Sonne am Frühlingshimmel nach zu urteilen musste sie sich am Südrand befinden, vielleicht irgendwo in der Nähe von Grand Canyon Village. Die lokale Flora und Fauna schien sich von der globalen Verwüstung durch den Sonnensturm wieder erholt zu haben; das Land war mit Kakteen, Yucca-Pflanzen und Blackbush übersät. Bei ihrer geduldigen Beobachtung machte sie eine kleine Herde von Dickhornschafen aus, erhaschte einen Blick auf einen Cojoten, und einmal glaubte sie sogar eine Klapperschlange zu sehen.

Auch wenn der Canyon sich wieder erholt haben mochte, schien sich doch sehr viel geändert zu haben. Am östlichen Horizont erkannte sie eine Art Struktur, ein flaches metallisches Gebilde auf Beinen wie das Gerüst einer im Bau befindlichen Einkaufspassage. Manchmal sah sie auch Fahrzeuge um und unter diesem Gerüst umherfahren. Sie hatte aber keine Ahnung, was das darstellen sollte.

Und manchmal sah sie Lichter am Himmel. Da war ein heller sich bewegender Funke, der in vierzig Minuten oder so den südlichen Abendhimmel bestrich: Da musste etwas Großes im Orbit sein. Aber es standen noch seltsamere Zeichen am Himmel, und viel größere: fahle Flecken im blauen Tageslicht, und verschwommenes Sternenlicht des Nachts. Ein fremdartiger Himmel in dieser neuen Zeit. Sie sagte sich, dass sie nicht allzu neugierig und schon gar nicht ängstlich sein sollte, und anfangs war sie das auch nicht.

Doch das änderte sich schlagartig, als sie das Brüllen hörte. Es war ein tiefes Grollen, bei dem die Erde zu beben schien – eher ein geologisches als ein animalisches Geräusch.

»Was war *das*?«

»Bisesa? Sie haben eine Frage?«

Die Stimme war männlich und sonor, klang leicht künstlich und ertönte in der Luft.

»Aristoteles?« Aber sie wusste schon, dass das nicht möglich war, noch bevor er geantwortet hatte.

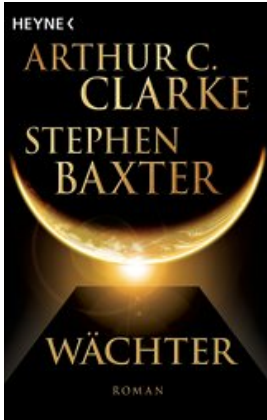
Die Antwort erfolgte mit einer eigenartigen Verzögerung.
»Leider nicht. Ich bin Thales.«

»Thales, natürlich.«

Vor dem Sonnensturm hatte es drei große künstliche Intelligenzen auf den von Menschen bewohnten Welten gegeben, entfernte Nachkommen der Suchmaschinen und anderer intelligenter Software-Agenten früherer technischer Generationen, und alle waren sie Freunde der Menschheit gewesen. Gerüchten zufolge waren »Sicherungskopien« von ihnen angelegt worden, die man dann als Bit-Ströme in den interstellaren Raum abgestrahlt hatte. Im Übrigen hatte nur Thales den Sonnensturm überlebt, weil er in den einfacheren Netzwerken des robusten Bodens gespeichert war.

»Ich freue mich, wieder deine Stimme zu hören.«

Pause. »Und ich freue mich, Ihre zu hören, Bisesa.«



Stephen Baxter, Arthur C. Clarke

Wächter

Roman

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 464 Seiten, 11,8 x 18,7 cm
ISBN: 978-3-453-52496-5

Heyne

Erscheinungstermin: Dezember 2008

Arthur C. Clark lüftet das Geheimnis der Odyssee

Mit dem Erscheinen eines rätselhaften schwarzen Monolithen begann das größte SF-Abenteuer unserer Zeit: Arthur C. Clarkes „2001 – Odyssee im Weltraum“, kongenial verfilmt von Stanley Kubrick. Doch nie wurde geklärt, wer diesen Monolithen geschaffen hat – und warum. In „Wächter“ wird dieses Geheimnis endgültig gelüftet.

 [Der Titel im Katalog](#)